

Der Große Kanal

Xu Zechen

Der Große Kanal

Roman

Aus dem Chinesischen von
Daniel Fastner



Matthes & Seitz Berlin

Die Mittel aufgebracht für ein Tau und zehn Treidler,
durch diesen Kanal zu Tausenden Schiffe ziehen,
auch mir ist schon Korn für Kaisers Kammern versunken,
nachts höre ich Treidlerlieder und Tränen strömen.

Gong Zizhen, »Vermischte Gedichte 1839« (Nr. 83),
»Am zwölften des fünften Monats in Huaiyu verfasst«

Vergangene Zeiten erklingen wie stetes
Tropfen in der Gegenwart.

Eduardo Galeano

2014, aus einem archäologischen Bericht

Wasser und Zeiten suchen sich selbst neue Wege. Im Großen Kanal samt seinen Seitenarmen ist im Lauf der Geschichte vieles versunken, von dem wir keine Kenntnis haben. Nach Rückzug der Gewässer haben sich Erdschichten und Jahre über diese Dinge gelegt. Im Jining-Abschnitt des alten Laufs des Kaiserkanals zwischen Beijing und Hangzhou hat eine Ausgrabung im Juni 2014, kurz vor Anerkennung des Kanals als Weltkulturerbe, die so lange verborgenen tieferen Schichten zutage gefördert. Es handelt sich um einen der größten archäologischen Funde der letzten Jahre in diesem Bereich. Entdeckt wurden dabei folgende Kulturgüter:

Der Rumpf eines zur Zeit des Qing-Kaisers Jiaqing gesunkenen Schiffs, mehrere Schiffsplanken;

mehrere Porzellanstücke aus der Song-Zeit: eine Nackenstütze in Form eines Lotosblatts über zwei Karpfen, eine Sonnenblumenschale, eine weiß glasierte Kanne mit Trompetenhals, zwei Becher mit schwarzer Unterglasur und weißer Bemalung, eine Flasche mit rot-grünem Pflaumenmotiv, ein zweihekliges Räuchergefäß auf drei Füßen aus dem Ge-Brennofen, zwei blassgrün glasierte kürbisförmige Flaschen aus Jingde, zwei Flaschen mit Blumenkelchhals aus dem Longquan-Brennofen, zwei Räuchergefäße im Ge-Stil aus dem Longquan-Brennofen, drei schwarz glasierte Becher mit eingefügten Papierschnittblumen aus dem Jizhou-Brennofen, eine himmelblau glasierte, rot gepunktete Waschschißel mit Ziernuppen aus dem Jun-Brennofen, drei himmelblau glasierte Teller aus dem Jun-Brennofen, eine Seladonstatue von

Shou Xing aus dem Yaozhou-Brennofen, zwei Kerzenständer mit Lotosblattverzierung aus dem Yaozhou-Brennofen, zwei birnenförmige Flaschenvasen mit Kakiglasur aus dem Yaozhou-Brennofen, einige Porzellan-Bruchstücke;

eine hellblau glasierte dreifüßige Waschschüssel aus dem Fangru-Brennofen der Ming- oder Qingzeit, eine tiefbauchige Waschschüssel mit Ringfuß, eine zweihenklige flache Flasche mit Ru-Glasur; weitere Porzellanstücke aus der Ming- und Qingzeit;

zwei Kupferbildnisse des Ming-Kaisers Xuande;

je zwei Messer und Schwerter aus der Ming- und Qingzeit;

ein geprägter Kupferstab aus der Qingzeit;

eine vergoldete Kupferlampe mit Hirschmotiv, eine Kupferlampe mit Lotosblütenmotiv;

diverse andere Werkzeuge und Gebrauchsgegenstände von Schiffen;

...

Darüber hinaus wurden in der Umgebung der Ausgrabungsstätte auch von Laien einige Kulturgüter gefunden. Beachtung verdient vor allem ein von einem Anwohner entdeckter italienischer Brief vom Juli 1900. Das Dokument befindet sich in gutem Zustand und wird im Gasthaus »Kleines Museum« aufbewahrt. In Übersetzung lautet das Schriftstück:

Lieber Papa, liebe Mama, lieber Bruder,

ich schreibe euch vom Feldlazarett. Krieg ist ausgebrochen. Die Vereinigten acht Staaten kämpfen gegen die Chinesen, zeitweilig gegen die Boxer, zeitweilig gegen Regierungstruppen. Wir sind von Tientsin auf Peking vorgerückt, auf halbem Wege haben wir kehrtgemacht und sind auf Tientsin marschiert. Eine Kugel hat mir den linken Fuß und das Schienbein zertrümmert. Der Arzt sagt, nach der Genesung werde ich womöglich ein Krüppel sein. Krüppel hin oder her, es ist allemal besser als der Tod. Doch darüber sprechen fällt mir schwer, der Krieg ist wirklich zu grausam. Wenn mir jetzt der Geruch von Schießpulver in die Nase kommt, wird mir gleich übel; und ich brauche nur Blut an einer Klinge zu sehen, dann will ich mich sofort übergeben. Unbeschadet durchzukommen, ist nicht leicht. Die Vorschriften wollen es, dass ich zurück an die Front muss, sobald mein Bein genesen ist. Gegen

Chinesen kämpft es sich schwierig. Falls ihr mich, wenn meine Rückkehr nach Italien ansteht, nicht finden solltet, dann bin ich erschossen worden. Oder vielleicht an etwas anderem gestorben. Es sind schwere Zeiten mit Krieg, Seuchen, Hungersnot, Piraten, Wegelagerern. Läuft man einem davon in die Arme, überlebt man es womöglich nicht, und zieht man sich Durchfall zu, steht man vielleicht nicht mehr auf.

Bruder sagt immer, ich spielte gern »Verschwinden«. Jetzt ist aus diesem Spiel Ernst geworden. Wenn ich also nicht heimkomme, dann nehmt diesen Brief als Abschied. In diesem Fall, lieber Vater, liebe Mutter, betrachtet es so, als hättet ihr mich, diesen euren Sohn, nicht in die Welt gesetzt; lieber großer Bruder, auch du sieh es an, als hätte es den kleinen Bruder nicht gegeben. Trauert nicht zu sehr, nehmt es als Schicksal. Auf dem Schlachtfeld denke ich oft ans Sterben. Lieber sterbe ich selber, als andere zu töten. Tot sein ist auch gut, dann ist die Seele frei. Ich könnte mich dann den Kanal hinauf- und hinabbewegen, eine Reise nach der anderen. Mein großes Idol dieser Jahre, Marco Polo, ist von der damaligen Hauptstadt Tatu aus bis nach Südchina dem Kanal gefolgt. Wenn ich schon nicht im Leben Marco Polo sein kann, dann eben nach dem Tod. Ihr findet es bestimmt betrüblich, wenn ich ständig vom Sterben rede. Also erzähle ich etwas Unterhaltsames. Ich habe einen chinesischen Namen bekommen, Ma Fude. Ein Freund aus der britischen Marine hat ihn für mich ausgesucht. David Brown spricht ausgezeichnet Chinesisch. Wir haben uns vor vier Jahren in Venedig kennengelernt. Wenn man rein nach dem Klang geht, sollte ich eigentlich Ma Feide heißen, aber David hat das »Fei« durch ein »Fu« ersetzt. Er sagt, das Schriftzeichen für »Fu« lässt den Namen chinesischer wirken. Die Chinesen lieben dieses Zeichen. Wenn einem etwas Gutes geschieht, beglückwünscht man sich zu Fu, also Glück, und wenn einem etwas Schlechtes zustößt, wünscht man erst recht Fu, das heißt man wünscht einem Glück, dass das nächste Mal etwas Gutes geschieht. Zum Frühlingsfest wird allein dieses Schriftzeichen aufgeschrieben und an Türen, Fenster und Möbel geheftet. Seit ich mich an die Aussprache meines Namens gewöhnt und ihn ein paarmal gelesen habe, gefällt er mir gut. Findet ihr ihn nicht auch formidabel?

Nun gut, wie lang ein Brief auch ist, einmal muss er enden. Lange Rede, kurzer Sinn, ich belasse es dabei. Mit ewiger Liebe im Herzen.

Lieber Papa, liebe Mama, lieber Bruder, ich liebe euch. Meine Liebe ist grenzenlos. Ich liebe jeden Grashalm, jede Blüte in unserem Heim in Verona, ich liebe alle Menschen auf der Welt.

Erster Teil



1901, nordwärts (I)

Schwer zu sagen, wo wir mit ihrer Geschichte einsetzen sollten. Denn als Xie Pingyao begriff, dass dies hier der Mensch war, den er suchte, waren sich beide bereits zweimal über den Weg gelaufen. Beim dritten Mal nun saß Polino etwa auf halber Höhe im Hängekorb vor dem Stadttor und rief ihm auf Italienisch zu: »Kumpel, ne kleine Gefälligkeit, es geht um fünf Münzen!«

Die zwei Wachen auf dem Stadttor fixierten den Griff der Seilwinde mit den Knien, streckten die Bäuche heraus, stemmten die Hände in die Hüften und grinsten gemein über das ganze Gesicht. Ausländer waren reich, und die Ausländer, die über die Hauptstraße kamen, waren noch reicher – wäre doch schade, ihnen nichts abzuknöpfen! Zuvor hatten sie sich mit einer Hand auf den Preis geeinigt: fünf Münzen. Polino war im Hängekorb hockend in die Höhe gefahren. Da hatte ihm der ältere Wächter auch noch die andere Hand entgegengestreckt und mit seinen fünf Fingern gewippt. Richtig, fünf Münzen. Polino zeigte nach unten: Gerade hatten sie den Preis doch erst ausgestikuliert, wie konnte der sich so plötzlich ändern? Er verstand nicht, was der Wächter sagte, und auch der verstand nicht sein Gezwitscher, aber das behinderte ihre Verständigung nicht. Der ältere Wächter strich sich mit den fünf Fingern der linken Hand linksseitig über den Schnurrbart: »Das ist der Startpreis«. Mit der rechten Hand strich er sich rechtsseitig über den Schnurrbart, die Finger wippten: »Und das der Aufschlag für Touristen. Wegen der schönen Aussicht von unserer großen Stadtmauer in Wuxi.« Polino drehte alle Taschen auf links und zeigte sie den zwei Wachen oben: seine letzten fünf Münzen. Der jüngere Wächter rief: »Dann bleib erstmal ne Weile sitzen und schau dir an, wie in unserem mächtigen Qing-Reich die Abenddämmerung aussieht.«

Polino ließ es sich zunächst egal sein: Mitten in der Luft zu hängen, war doch wunderbar – normalerweise fand er nicht die Gelegenheit, sich einen Ort mit Ausblick zu suchen. Jetzt öffnete sich wirklich sein Blickfeld, er hatte das Gefühl, über das menschliche Treiben erhoben zu sein. Das reiche Leben Wuxis entfaltete sich vor seinen Augen: Gebäude, Fluss, Straßen, Felder und weit dahinter die Berge; an allen Häusern trieb zwischen den feinen Ziegelritzen wogend Küchenrauch hervor, das Weinen von Kindern, das Schimpfen von Erwachsenen und Hundegebell klangen auf, woher, war nicht genau zu sagen; Menschen liefen durch die Straßen, Schiffe bewegten sich durchs Wasser; in der Ferne überkreuzten sich Straßen und Wasserwege und legten den Plan einer unermesslichen Erde aus. Die Erde weitete sich, die Welt wuchs, genau das war seine Empfindung. Er spürte geradezu, wie diese Welt sich, mit der Stadtmauer Wuxis im Mittelpunkt, in alle vier Himmelsrichtungen dehnte. Von diesem Stadttor Wuxis, diesem vor dem Stadttor hängenden Zugkorb, diesem im Schneidersitz im Korb sitzenden Italiener als Zentrum weitete sich die große Welt fulminant nach außen. Vor vielen Jahren in einem Steinhaus in Verona hatten er und sein jüngerer Bruder Fedele jeder einen Finger auf den Globus gepresst, auf einen spezifischen Punkt in Italien: Die Welt hatte sich von Verona aus über den ganzen Erdball erstreckt.

Seit er vor wenigen Monaten nach China gekommen war, hatte er zum ersten Mal eine einigermaßen klare Orientierung. In Hangzhou hatte er sich eingeschifft, war kreuz und quer gefahren, der Wellengang, ob stark oder schwach, verursachte ihm ein ständiges Durcheinander im Kopf. Vor seiner Abreise aus Italien hatte er einen halben Monat lang über einer Chinakarte, die ihm ein Engländer gezeichnet hatte, gebrütet, um sich mühsam ein Gefühl für diese Räume zu verschaffen. Es war ein völliges Wirrwarr gewesen. Jetzt ergab es allmählich Sinn.

Am anderen Ufer des Stadtgrabens zeigten ein paar Kinder mit dem Finger auf ihn. Sie zögerten, über die Zugbrücke zum Stadttor zu kommen, um nachzusehen, ob der Zopf des Ausländers echt war oder künstlich. Ein paar Erwachsene kamen aus ihren hoch und schmal gebauten alten Häusern und riefen die Kinder zum Abendessen. Der Mauerputz hinter ihnen kräuselte sich und blätterte ab, verstohlen kletterte das Moos in die Höhe. Polino bat sie auf Italienisch, ihm fünf

Münzen zu borgen, sie verstanden ihn nicht; Polino bat sie auf Englisch, sie verstanden ihn nicht; da erinnerte er sich, wie Li Zanqi ihm die Aussprache einiger chinesischer Wörter beigebracht hatte, darunter das für Geld. Er rief ihnen zu: »Qian!«

Um deutlich zu machen, dass er sich fünf Münzen borgen wollte, rief er: »Qian! Qian! Qian! Qian! Qian!« Einige Erwachsene hörten ihn wohl, packten aber ihre Kinder bei den Ohren und verschwanden nach kurzem Trab in ihren graugrünen alten Ziegelhäusern mit schwarzbraunen Dächern, ganz so, als käme Polino, sie zu berauben.

Lampenlicht drang durch die Fenster einiger Häuser, langsam senkte sich der Abend herab. Die beiden Wächter hatten ihre Hoffnung auf fünf zusätzliche Kupfermünzen bereits aufgegeben, doch bis zum Wachwechsel blieb noch Zeit. Und einen fremden Teufel hängen zu lassen, machte einen Heidenspaß. Der ältere zeigte dem jüngeren, wie man Pfeife raucht, und erzählte, zu welcher Tageszeit der Teer am besten riecht; noch ein Zug bedeutete noch einen Augenblick Sorglosigkeit. Polino begann, unruhig zu werden, in der Ferne marschierte bereits die Dämmerung auf, rasch verblühte die Welt, schrumpfte ein und würde sich bald zu seinen Füßen zusammenziehen. Plötzlich überkam ihn ein intensives Gefühl des Verlassenseins: Andere Menschen hatten Orte, zu denen sie zurückkehren konnten, er aber hing allein in der Fremde, schwebte in der Luft und unterdrückte den Harndrang. Von weiter weg kam ein schwächtiger Mann in chinesischem Hemd zu ihm herübergelaufen. Er konnte nicht an sich halten und platzte auf Italienisch heraus: »Kumpel, ne kleine Gefälligkeit, es geht um fünf Münzen.«

Mit dem letzten Licht des Tages sah er, wie jener Mensch die Ohren spitzte.

Das dürfte der Kerl sein, dachte Xie Pingyao mit Blick auf den Zugkorb. Schließlich befand sich der Gasthof »Blaues Wuxi« innerhalb der Stadtmauern, und zu dieser Tageszeit mussten nicht eben viele Ausländer durchs Tor. Polino wiederholte den Satz noch einmal auf Englisch. Xie Pingyao hob die Hand in seine Richtung und rief: »Okay.«

Polino begann zu steigen. Am höchsten Punkt wollte er innehalten, um noch einmal zu schauen, ob sich mit seiner gehobenen Stimmung womöglich auch die Welt wieder weitete, doch die zwei Wächter

zerrten ihn aus dem Korb. Sie mussten auch Xie noch heraufziehen. Der, ihr Landsmann, zahlte ebenfalls zehn Münzen, worüber der ältere Wächter ein gewisses Bedauern empfand. Doch der Preis war einmal angehoben, vor dem ausländischen Teufel konnte man nicht gut klein begeben. Ihm blieb nur, da ihm etwas Besseres nicht einfiel, schlechten Gewissens hinzuzusetzen, dass die Situation zuletzt sehr angespannt sei, daher schließe man früh das Tor. Der jüngere hakte ein, er steige jetzt schon seit eineinviertel Jahren hier herauf, wann es denn einmal nicht angespannt gewesen sei? Der ältere warf ihm einen zornigen Blick zu. Die Nacht brach herein, in den vier Ecken des Torturms wurden Fackeln entzündet. Die Wachen drängten die beiden, sich zu beeilen, da sie schon ihren Vorgesetzten auf Patrouille kommen sahen. Sie machten sich daran, das schlichte Gestell mit der Seilwinde abzubauen. Es handelte sich um einen Zuverdienst der Stadttorwache, und er fiel demjenigen zu, der Dienst schob. Das ganze Jahr hindurch in Wind und Regen zu stehen, war kein Zuckerschlecken. Das wussten auch die Verantwortlichen und drückten ein Auge zu. Solange man auf Wache keinen Ärger suchte, kam man damit durch.

Nach einem Gang auf die Wachtoilette stiegen der Italiener und der Chinese gemeinsam den Turm hinab. Polino bedankte sich auf jedem Treppenabsatz und bestand darauf, Xie zum Essen einzuladen. Der nannte es nicht der Rede wert und ging mit ihm mit. Kurz vor dem Gasthaus schlug sich Polino an den Kopf. Er hatte sich nur auf den Weg konzentriert und ganz vergessen zu fragen, ob Xie denn vor Ort jemanden treffe oder in offiziellem Auftrag unterwegs sei. Er wolle ihn nicht von wichtigen Angelegenheiten abhalten. Xie Pingyao antwortete:

»Ich treffe tatsächlich jemanden.«

»Wen denn?«

»Sie.«

»Wusste ich es doch.« Polino legte einen Arm um ihn. »Mir war auf den ersten Blick klar, dass du Xie sein musst. Li und ich warten seit Tagen auf dich.«

In dem nach Osten liegenden Gästezimmer im ersten Stockwerk des Blauen Wuxi blickten beide jetzt auf den im Krankenbett lagernden Li Zanqi. Der hatte Xie in täglichen Telegrammen wiederholt mitge-

teilt, dass er aufgrund einer schlimmen Beinverletzung die Strapazen einer langen Reise nicht würde auf sich nehmen können, und den Kameraden gebeten, an seiner Stelle die Verantwortung zu schultern, die Zeit dränge. Offensichtlich war er durch seine Verletzung wirklich ans Bett gefesselt. Verglichen mit damals, als sich ihre Wege getrennt hatten – zehn Jahre lag das nun zurück –, wirkten Lis Wangenknochen höher, sein Haaransatz befand sich in raschem Rückzug, das Stirnhaar bedurfte im Grunde keiner Rasur mehr, und auch der Zopf war zu einem Mauseschwanz ausgedünnt. Das Gasthaus verwendete vorwiegend blaue Leinenstoffe mit gestempelten Motiven – Bettbezüge, Deckenbezüge, Kissenbezüge, Handtücher und Tischtücher, allesamt aus der berühmten Luyimao-Färberei vor Ort, waren mit weißen Lotoswurzeln, Wasserkastanien und Bambussprossen verziert –, und so verschwand Li unter einem Stapel blau-weißer typischer Ansichten der unteren Jangtse-Region, die ihn noch ausgemergelter erscheinen ließen, der ganze Mensch eine Nummer kleiner, nur Stirn und Augen vergrößert. Xie schlug eine Ecke der dünnen Decke zurück: Lis rechtes Bein war geschient, mehrere Lagen Stoff eng darum geschlungen. In der Tat, er war versehrt. Im letzten Telegramm hatte er mitgeteilt, er könne nicht laufen, sie sollten sich im Blauen Wuxi treffen.

Seine Verletzung hatte Li sich in Suzhou zugezogen. Weil Polino sich dort den Garten des bescheidenen Beamten anschauen wollte, waren sie mit dem Boot zu einer nahe gelegenen Anlegestelle gefahren. Beim Schritt an Land fand Polino keinen sicheren Tritt und setzte sich rückwärts mit dem ganzen Hinterteil auf Lis Beine. Der bemerkte, als er danach im Seitwärtsschritt die Treppe hinaufstieg, zwar vereinzeltes Knacken und leichte Schmerzen im rechten Bein, maß dem zu dem Zeitpunkt aber weiter keine Bedeutung bei, sondern begleitete Polino auf seiner Gartenbesichtigung, erklärte und übersetzte und tat, was die Situation verlangte. Bei der Rückkehr ins Gasthaus zeigte sich dann, dass sich die rechte Wade zum dicksten Körperteil gemausert und der Fuß ganz angeschwollen war. Kein Wunder, dass er den ganzen Weg über gemutmaßt hatte, rechts einen falschen Schuh angezogen zu haben, so als sei der auf einmal geschrumpft. Wieder machte er sich nicht groß Gedanken, sondern suchte einen Arzt auf, nahm Mittelchen, und begleitete Polino weiter auf seiner Tour durch Suzhous Wasserwege.

Beim nächsten Arztbesuch aber wurde er dann gefragt, ob er eine Amputation wünsche. Da setzte bei Li die Erkenntnis ein, dass er den Weg in den Norden nicht würde fortsetzen können. In dieser Lage kam ihm Xie Pingyao wieder in den Sinn.

Früher waren sie Kollegen bei der Übersetzerstelle des Zentralbüros für die Industrie der unteren Jangtse-Region gewesen, Li als Spezialist für Italienisch, Xie für Englisch. Jeder war seiner eigenen Arbeit nachgegangen, hatte im Stillen Bücher übersetzt oder als Dolmetscher höhere Beamte und Ausländer begleitet. Erst nach Dienstschluss waren sie zusammengekommen, damals noch junge Kerle, allein auf der Welt, und hatten sich, wenn sonst nichts anstand, am Ufer des Hongkou oder des Huangpu ein Lokal zum Teetrinken und Saufen gesucht. Waren sie hinsichtlich des Qing-Reichs und der Weltlage fröhlich gestimmt, dann tranken sie; war die Stimmung getrübt, tranken sie auch. Sobald sie nur genug getrunken hatten, konnte der Wirt noch so anmahnen, nicht über Politik zu diskutieren, sie breiteten sich trotzdem ungehemmt über die politischen Affären des Kaiserreichs und der Staatenwelt aus; und tranken sie heftig, stritten sie sich, bis die Gemüter erhitzt waren. Und da blieb es dann nicht aus, dass das Blut in den Kopf stieg und auch mal die Hand sich löste. Den einen oder anderen Faustschlag Xies bekam Li jedenfalls zu spüren. In ihrem Stammlokal richtete man ihnen daher sicherheitshalber gleich ein eigenes Separee ein, das von den übrigen Räumen noch durch eine Vorratskammer getrennt war, damit die Wände ja keine Ohren bekamen.

Xie Pingyao war gewissermaßen der kleine Bruder an diesem Stammtisch, und die zornigen jungen Männer dieser Zeit hielten es nicht aus, wenn sie nicht über Politik diskutieren konnten. Jeden Tag fragte er Li nach Nachrichten aus Italien, fragte Xia, der in Französisch machte, nach Neuigkeiten aus Frankreich, und den auf Russisch spezialisierten Pang fragte er, was sich zuletzt bei den Pelzmützen tue. Am Übersetzen fand er kein Interesse, den ganzen Tag saß er im Büro gelangweilt über Weitschweifigkeiten antiquierter Aufsätze und hielt es nicht aus. Auch wenn er in seinem Gebiet exzellent war, er hätte lieber etwas Wirkliches getan. Li erinnerte sich später noch, dass sein junger Kumpan, hatte er mehr getrunken, davon sprach, ein richtiger Mann lasse seinen Worten Taten folgen, suche einen Weg, sein Land zu retten,

wie könne der sich im Studierzimmer verkriechen und jeden Tag seine Zeit über fremdländischen alten Texten und Sensationsnachrichten verschwenden. Er redete noch weiter, und alle ließen ihn eben reden. Aber eines Tages wurde es unerwartet still im Gasthaus. Da bemerkte man, dass Xie verschwunden war. Er war zur Kanaltransportaufsicht gewechselt, dort brauchte man einen Übersetzer.

Kanaltransport hieß Getreide. Seit der Song- und Yuanzeit gab es Myriaden an Transportschiffen, die in einem endlosen Strom den Kanal nach Norden hinauffuhren und Fische und Reis vom Yangtse-Delta in die nördliche Hauptstadt brachten. Der Regent stopfte damit Millionen hungriger Mäuler von Grenzsoldaten. Nahrung war eine wichtige Angelegenheit, Getreidetransport dementsprechend auch und darum natürlich ebenso die Verwaltung des Getreidetransports. In neuerer Zeit ließen sich Ausländer nicht aus den wichtigen Angelegenheiten heraushalten, auch beim Kanaltransport hatten sie ihre Finger im Spiel, und es mangelte an Personal, das Fremdsprachen beherrschte. Die Kanaltransportaufsicht informierte seine Exzellenz Li Hongzhang. Der hustete einmal in Richtung des Zentralbüros für die Industrie der unteren Jangtse-Region, und das Übersetzungsbüro schritt gleich zur Sache. Die Arbeit im Übersetzungsbüro war zwar nicht eben lukrativ, doch auch bei der Kanaltransportaufsicht konnte man keine ruhige Kugel schieben, außerdem musste man das große Shanghai für Kleinstädte in Nordjiangsu eintauschen, was einem Exil gleichkam. Entsprechend senkten die zusammengerufenen Englisch-Dolmetscher die Köpfe. Der Vorgesetzte fragte: »Gibt es wirklich niemanden?« Jetzt stand Xie Pingyao auf.

»Warum wollen Sie denn dorthin?«

»Ich möchte etwas Relevantes tun.«

Die werten Kollegen brachen in schallendes Gelächter aus. »Etwas Relevantes tun«, was gab es Lächerlicheres auf dieser Welt? Falls es im großen Qing-Reich tatsächlich noch einen Ort gab, der einen etwas Relevantes tun ließ, dann gewiss nicht die Kanaltransportaufsicht. Der Kanal verlief durch Jining, das Terrain dort stieg stetig an und Wasser läuft nun einmal nicht hinauf. Das Flussbett war so trocken, dass man Pferderennen veranstalten konnte, der ganze Kanaltransport würde jeden Augenblick versanden, und auch die Transportaufsicht selbst

mochte kaum länger Bestand haben. Wer zum jetzigen Zeitpunkt dorthin ging und darauf wartete, dass es mit dem Wasser aufwärts ging, beschwor nur sein eigenes Unglück herauf. In den zwei Tagen, die Xie eingeräumt bekam, »um gründlich darüber nachzudenken«, trat sein Vorgesetzter, der stets große Stücke auf ihn gehalten hatte, ganz aufgebracht an ihn heran und setzte ihm wiederholt auseinander, wie es um seine Aussichten und die des Landes bestellt sei. Zum letzten Mal, wolle er immer noch gehen? Xie wollte. Der Vorgesetzte seufzte, gut denn, so war der Lauf der Welt; Zeitverschwendung sei es schließlich überall, und dafür den Ort zu wechseln, mochte am Ende doch noch etwas Gutes haben.

Xie packte seine sieben Sachen und brach in einer sternklaren Nacht eilends nach Huai'an auf. Der Weg war weit, zu Wasser und zu Lande. Er fuhr mit dem Wagen, ging zu Fuß, reiste per Schiff, per Boot, sogar als Trittbrettfahrer auf den Bambusflößen der Flößer. Am Morgen seiner Ankunft in Huai'an aß er gleich zwei Portionen Aalnudeln, eine örtliche Spezialität, und meldete sich dann, wohligh und voller Tatendrang, bei der lokalen Behörde. In den ersten Jahren beglückwünschte er sich, an den richtigen Ort gekommen zu sein: Es gab etwas zu tun, es gab Wichtiges zu tun. Die Ausländer wussten um die Bedeutung des Kanaltransports für das Qing-Reich, und nachdem sie ihre Konzessionen abgesichert und die Küstenhäfen besetzt hatten, schielten sie nun auf die Wasserwege im Inland. Ein ganzer Fluss ließ sich gewiss nicht unter Kontrolle bringen, aber selbst darauf tätig werden, das ging allemal: Meine Leute müsst ihr darauf fahren lassen, meine Waren müsst ihr mich darauf transportieren lassen, ich will den Fluss hinauf und hinab reisen und nichts soll mich daran hindern; nimm weniger Steuern, besonders beim Zoll; für Schiffe mit Waren für England, Italien, Holland, Frankreich, Russland oder sonst ein Reich hast du schnellsten Durchlass an den Schleusen zu garantieren; die Welt dreht sich von West nach Ost, wir aus dem Westen haben keine Zeit für Verzögerungen. In Begleitung hoher Beamter mit den Ausländern diskutieren war genau das, was Xie tun wollte. Beim Übersetzen war er eifriger dabei als die Beamten selbst; wenn sie einmal den richtigen Ausdruck nicht fanden, sprang er ihnen auf Englisch bei; die schillernden Reden der Ausländer übertrug er so gründlich, dass es den Vorgesetzten in den

Ohren weh tat. Sein Dolmetschen machte Verhandlungen und Austausch effektiver, es brachte Resultate, direkt und ohne Umschweife; offensichtlich sparte es Zeit, ließ die Amtsvertreter aber auch oft ohne Not mit den fremden Teufeln aneinandergeraten.

Auch über diesen Punkt hatten Xie Pingyao und Li Zanqi in ihrem regelmäßigen Austausch diskutiert: Worin das Ethos des Übersetzens lag. Sollte man ganz direkt übertragen oder dem Sinn nach? Durfte man ergänzen und verbessern? Xie beharrte darauf, dass letztlich das Wichtigste sei, den Sinn effektiv zum Ausdruck zu bringen. Li hielt dem entgegen, man dürfe nicht ungefragt hineinpfuschen. Und was solle effektiv zum Ausdruck bringen überhaupt bedeuten? Geht es um deinen Ausdruck oder den des Übersetzten? Xie schrieb ihm zu diesem Disput einen langen Brief: Ist dir gar nicht klar, wie arrogant und gierig die Ausländer sind? Die Westler dulden keine Verzögerung, aber unsere Zeit darf verschwendet werden? Ihre Schiffe fahren auf unseren Gewässern, warum sollen sie das Sagen haben? Ob klein oder groß, Segelschiff, Motorboot oder kleines Dampfschiff, es sind alles Schiffe, warum können sie einfach eine ausländische Flagge hissen und sich dann vordrängeln? Auch wenn Gott unter die Menschen käme, könnte er keine solche Rechtfertigung anbringen. Weißt du nicht, wie niedrig und feige die Bande rückgratloser Taugenichtse in unseren Ämtern ist? Die ausländischen Teufel brauchen nur laut werden, dann machen die sich gleich krumm; zum Glück sind sie noch keinem begegnet, der ihnen schöne Lieder singt, sonst würden sie ihr Hirn gleich ganz hinten rauspressen. Die Teufel hauen einmal auf den Tisch, schon machen sie sich in die Hose. Würde ich geradewegs übersetzen, was die Herren meinen, wären unsere Kanäle bald mit ausländischen Flaggen übersät.

Li warnte ihn, wenn er so weitermache, würde er diese Stelle nicht lange behalten. Und tatsächlich, nach drei Jahren, zwei Monaten und drei Tagen teilte ihm sein Vorgesetzter mit, ihn mit einer neuen, verantwortungsvollen Aufgabe zu betrauen: In der Werft werde er dringender gebraucht. Die Kanaltransportaufsicht umfasste fast dreihundert Zivil- und Militärbeamte, dazu kamen über zwanzigtausend Lagerarbeiter, Schiffsbauer und einfache Soldaten zur Transportsicherung. Die Werft unter Aufsicht des Kanaltransportinspektors hatte zahlreiche Standorte, der größte davon in Qingjiangpu, zehn Kilometer vom Kanal-

transportamt entfernt. Und dorthin wurde Xie versetzt. Die Werft war groß, man hatte bestimmte Ideen bezüglich des Schiffbaus, und da einige ausländische Experten zu einer gewissen Modernisierung der Transportschiffe herangezogen wurden, benötigte man Dolmetscher, was diesen Arbeit und ein Auskommen sicherte. In Qingjiangpu angekommen, begriff Xie schließlich, was so bedeutend an dieser Stellung war: Es handelte sich offenbar um eine Strafversetzung, ihm wurde ein noch sinnloserer Posten anvertraut.

Wer sich nur ein bisschen auskannte, setzte dieser Tage keine Hoffnung mehr in das Kanaltransportwesen, früher oder später würde sein Todesurteil vollstreckt. Auch die Werft hatte ihren Antrieb verloren, mehrere Schiffsskelette standen monatelang in der riesigen Werkshalle, ohne dass sich jemand dafür interessierte. Aufgrund der Flussnähe nisteten zahlreiche Vögel in den Schiffsbäuchen. Als Xie einmal ins Werk kam und harsch gegen ein unfertiges Schiff boxte, flatterten zwei Fasane heraus und streiften sein Ohr. In der Werft herrschte von vorne bis hinten Langeweile, die einzige fortgeschrittene Kunst hieß Mahjongg. In diesem traditionellen chinesischen Spiel waren die ausländischen Experten sehr versiert, an Dolmetschern gab es hier keinen Bedarf. Xie wurde unzuverlässig in seiner Arbeit und brachte seine Zeit mit Spielen zu. So lebte er eine Weile ziellos dahin, bis eine Nachricht aus der Hauptstadt eintraf. Ein gewisser Kang Youwei hatte in achtzehn Provinzen über tausend Absolventen der staatlichen Prüfung mobilisiert und mit ihnen eine Petition eingereicht. Das war eine große Sache. Xie wusste zwar nicht, ob die Nachricht stimmte. Doch ab diesem Zeitpunkt begann er, diesem Kang Youwei aufmerksam zu folgen, tauschte sich mit Li Zanqi und anderen Freunden darüber aus, und selten kam man überhaupt noch auf ein anderes Thema zu sprechen.

Drei Jahre später erfuhr er von einem Beamten, der aus der Hauptstadt zur Inspektion an den Huai-Fluss gekommen war, dass eine Gesetzesreform durchgeführt werde, bei der tatsächlich jener Kang das Heft in der Hand habe, außerdem gebe es noch dessen Schüler Liang Qichao. Diese Nachricht versetzte Xie für einige Zeit in Aufregung, auch wenn er die in den Zeitungen abgedruckten Fotografien von Kang nicht mochte: Der Bart bereitete ihm ein Unbehagen, das er sich nicht zu erklären wusste. In einem Brief an Li schrieb er: Ich möchte in die Hauptstadt ge-

hen, um den Anbruch einer großen Zeit mit eigenen Augen zu sehen. Li antwortete unaufgeregt: Bruder, rei dich etwas am Riemen, eine große Zeit ist kein gekochtes Ei, das nur gepellt zu werden braucht, damit es weiß und prall herauspringt. Und wieder bewahrheiteten sich Lis Unkenrufe. Als das nchste Mal Neuigkeiten über die Reform eintrafen, hatte man Tan Sitong, Yang Rui, Liu Guangdi, Lin Xu, Yang Shenxiu und Kang Guangren in Caishikou hingerichtet, und Steckbriefe Kang Youweis und Liang Qichaos hingen den ganzen Kanal entlang. Wo sich die beiden versteckt hielten, wusste man nicht. Xie machte sich wegen der Gefahr, in der sie schwebten, eine Zeitlang große Sorgen, befand sich in einem ganz aufgelösten Zustand, als wre er selbst ein flüchtiger Verbrecher, dessen Leben nicht zur Ruhe kommt. Glücklicherweise gab es bei der Werft ein Nudelrestaurant, wo er sich von Zeit zu Zeit morgens eine Schale heiße Nudeln in den Bauch schlug, was ihn jedes Mal ein wenig beruhigte. Doch sein Appetit hatte augenscheinlich abgenommen: Obwohl die authentischen Aalnudeln von der Chefin persönlich zubereitet wurden, brachte er jetzt nur noch eine Schale hinunter.

In der Werft gab es Beamte, also auch Dienstrnge. Entsprechend handelte es sich um ein Amt, und die Regeln und Regularien, die es im Amt gab, wurden von allen stillschweigend beachtet. Selbst wenn es keinen Furz zu tun gab, machte jedermann gute Miene zum bösen Spiel und hielt sich an die üblichen Arbeitszeiten. Zum Amt gehen und da Mahjongg oder Pai Gow spielen bedeutete verantwortungsvoll seinen Dienst schieben; den Spieltisch nach Hause bringen und dort spielen, das war Pflichtverletzung. Darüber hinaus gab es nur Rnkespiele um sinnlose Interessen und Hierarchien. Alle wussten, dass der Kanaltransport in raschem Niedergang begriffen war, dass die Werft auf dem letzten Loch pfiff. Also suchte jedermann für die Zukunft anderweitig nach Lebensunterhalt und Karrieremöglichkeiten. Wenn er allerdings hier noch einen fetten Zugewinn erhaschen konnte, grapschte er danach und ließ nicht mehr locker. Sah man von den Anweisungen und Befehlen der Vorgesetzten ab, war man in der Werft im Grunde von der Welt abgeschnitten und funktionierte nach einer Art eingeschliffenem Formalismus. Oft fühlte sich Xie wie in eine Trbnis getaucht, als wre er innerlich überall von hohem Gras überwuchert und versnke Zentimeter um Zentimeter in einem schmerzlos abstrakten Leben.

Übersetzer und Verlag wurden im Rahmen des Programms
»Neustart Kultur« mit einem Extensiv-Initiativ-Stipendium
des Deutschen Übersetzerfonds gefördert.

Erste Auflage Berlin 2026

Copyright © 2026 MSB Matthes & Seitz Berlin
Verlagsgesellschaft mbH
Großbeerenstraße 57A, 10 965 Berlin, Deutschland
info@matthes-seitz-berlin.de

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere die
Nutzung des Werks für Text- und Data-Mining
im Sinne von § 44b UrhG.

Umschlaggestaltung: Judith Banham/Middlecott,
Detroit, Michigan, USA
Satz: Monika Grucza-Nápoles, Cartagena
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany

ISBN 978-3-7518-1071-5

www.matthes-seitz-berlin.de